

... dort, wo ich berühre, werde ich auch berührt

Unser Kultur – darüber ist viel nachgedacht worden – bevorzugt den Blick, dem gegenüber das Ohr, der Geruch und das Gefühl vernachlässigt werden. Die Dominanz des Auges beruht auf dem – von U. Sonnemann (1995) besonders deutlich beschriebenen – Okulozentrismus der Neuzeit. Vorstellung, Perspektive, Horizont, alle diese Begrifflichkeiten sind vom Sehen und der optischen Wahrnehmung, die sich auf Bilder richtet, abgeleitet. Dagegen lassen sich andere Beschreibungen stark machen: Eine Begegnung berührt uns, eine Erfahrung prägt uns und brennt sich in unser Gedächtnis ein. Charakter ist bekanntlich der Prägestempel, das, was sich einschreibt. Kinder hören die warnende Stimme der Eltern in sich. Es ist der Geruch der Madeleine, nicht ihr Bild, das die verlorene Zeit bei Proust wiedererweckt usw. Die Sinnesgebiete gegeneinander auszuspielen, das war im 18. Jahrhundert eine beliebte Beschäftigung derer, die einer Anthropologie der Sinne huldigten; sie hat für uns an Reiz verloren. Nicht die Wertfrage soll deshalb die nachfolgenden Ausführungen anleiten. Es geht nicht darum, die Berührung, den Berührungssinn oder die Haut als dessen Organ aufzuwerten – sie haben es nicht mehr nötig. Aber gleichwohl ist es sinnvoll, die welterschließende Funktion der Sinnesorgane zu differenzieren und zu überlegen, was dem Sehen entgeht, das dem Gefühl sich erschließt, wie ein Erfahrungsraum sich gestaltet, der ohne angemessene Berührungserfahrung auskom-

men muss u.Ä. Der französische Phänomenologe und Philosoph Maurice Merleau-Ponty, dem sich meine Gedanken wesentlich verdanken und der sich mit der „Struktur der Wahrnehmung“ und mit den leiblichen Grundlagen des Selbst- und Weltverhältnisses tiefgründig befasst hat, geht davon aus, dass es eine Einheit der Sinne gibt, dass die Sinnesmodalitäten miteinander kommunizieren. Das ist unserer natürlichen Einstellung selbstverständlich. Aber er betont dennoch, dass die „Sinne voneinander und von den intellektuellen Einsichten verschieden [sind], insofern ein jeder von ihnen eine nie völlig übertragbare Seinsstruktur mit sich trägt“ (Merleau-Ponty 1974, S. 263) und dass jedes sinnliche Ich „je nur vertraut mit einem besonderen Ausschnitt des Seins“ (Merleau-Ponty 1974, S. 254) ist. Unter dem sinnlichen Ich versteht Merleau-Ponty ein natürliches Ich, also eine präreflexive sinnliche Bezogenheit, ein Ich, das immer schon „der Welt übereignet“ (Merleau-Ponty 1974, S. 254) ist. Vor allem Nachdenken, noch vor einer personalen Stellungnahme erschließt sich über die Berührung, über den Tastsinn, über die Haut eine Welt – und dieses „Vorher“ lässt sich sowohl synchron als auch diachron lesen: Die präreflexive Gegenwartserfahrung, die eben schnell von Bild und Wort dominiert ist, wird gleichwohl sinnlich-konkret durch Berührung geprägt – und zwar in spezifischer Weise. Sie eröffnet eine Seinsstruktur, bevor wir noch sehen, hören oder denken. In diachroner Lesart

lässt sich zeigen, dass die Berührung primordial und archaisch, ursprünglich und für die affektive Tönung des Welt- und Selbsterlebens grundlegend ist. Anders und in vertrauteren psychologischen Begriffen ausgedrückt, heißt dies – und dies soll zugleich eine erste These sein –: Die Konstitution des Selbst ist anders, je nachdem, welche sinnliche Grundlage ihr zugesprochen wird. Die über das Auge erreichte Identitätsvorstellung ist eine andere, als die über das Ohr erzielte. Je nach der Qualität des Sinnesbereiches, den wir untersuchen, wird das Selbst spezifisch anders konstruiert.

Der Seinsstruktur und dem Selbsterleben, die sich durch die Berührung aufbauen, wollen die folgenden Gedanken ein wenig nachspüren.

Das soll in folgenden Schritten geschehen: Einleitend wird zu fragen sein, was die Sprache an Erkenntnissen über die Berührung bereithält; die Seinsstruktur der Berührung wird zunächst über die im Wort sedimentierte Erfahrung erschlossen.

Einen zweiten Schritt werden die phänomenologischen Analysen anleiten, die den Erfahrungsraum beschreiben, der sich durch die Berührung (synchron) eröffnet. Dabei werden die Verbindungen zwischen dem Selbst und dem Objekt, zwischen mir sowie der Umwelt und den Anderen (Personen) im Mittelpunkt stehen, aber auch die Qualitäten oder die Regulationsvorgänge, die in der Berührung und durch die Berührung erbracht werden, und schließlich die Zeitlichkeit oder die in dem Prozess der Berührung mitschwingenden Zeiterfahrungen.

In einem dritten Teil wird eine diachrone Betrachtungsweise mit der psychologischen Analyse verknüpft, um zu zeigen, wie die frühesten Berührungserfahrungen das Selbstverständnis bilden und zur Ich-Stärke beitragen. Am Ende soll ein kleines Gedicht als Resümee stehen.

Sprache und Gefühl

Ganz selbstverständlich ist uns die semantische Nähe zwischen den innerseelisch verstandenen *Gefühlen* und dem Tasten der Haut, zumindest in den indogermanischen Sprachen. Reden wir vom Gefühl, reflektieren nicht mehr darauf, dass das Gefühl sein Sprachbild dem Taktilen entlehnt. Noch bis ins 18. Jahrhundert hinein ist das Fühlen ganz auf die leibliche Erfahrung bezogen. Zedlers Universallexikon aus dem Jahr 1753 beschreibt unter dem Stichwort „Fühlen, Gefühl“ nur jenen Sinn, der sich „über den ganzen Leib ausbreitet“. Gefühl ist noch ganz der Hautsinn, und nichts anderes als er (cf. Bentzien 1999, S. 224). Im Wörterbuch der Gebrüder Grimm von 1862 hingegen wird zwischen dem seelischen und dem körperlichen Empfinden unterschieden. „Ich fühle deine Hand und empfinde Behagen, sie zu streicheln“ – anhand dieses Satzes machen die Grimms die Differenz beider Perspektiven deutlich. Wenn wir auf diese historische Entwicklung des Begriffes Gefühl aufmerksam geworden sind, die uns zeigt, wie Tastsinn und Emotion miteinander verbunden sind, fallen uns rasch die Gefühlsworte auf, die sich von der Berührung herleiten: Ich bin berührt – das kann „gerührt“ heißen, ich kann aber auch „peinlich berührt“ sein. In jedem Fall „lässt mich eine Berührung nicht kalt“. – Auch in dieser Wendung klingt das Temperaturempfinden als Teil des Hautsinns an. Und die Berührungsqualitäten fließen in die Sprache hinein: Ich bin ergriffen, oder etwas stößt mich ab. Das Thema der Berührung packt mich, ich kann nicht mehr loslassen. Auf jeden Fall tangiert es mich, es geht mich an: Tangere ist das lateinische Wort für berühren. Die Sprachwendungen, die sich im Übrigen auch für das Französische und das Englische zeigen lassen, bewahren – das galt es zu zeigen – den engen Zusammenhang von Berührung und Emotionalität.

Für den, der die lateinischen Stammformen des Wortes tangere noch beherrscht, ist sogleich klar, dass der Kontakt im Wort enthalten ist: Berührung ist Kontakt, Kontakt ist das gemeinsame Berühren – die lateinische Sprache eröffnet hier einen zweiten Kontext, nämlich den zwischen Fühlen und Begegnung; wir werden auf ihn zurückkommen. Berühren ist aber nicht gleich schon Kontakt, allererst einmal Takt. Tactus ist der Tastsinn, und Schiller spricht in seinen Briefen „Über die ästhetische Erziehung des Menschen“ 1795 vom Nabsinn der Berührung als dem Takt: „Der Gegenstand des Takts ist eine Gewalt, die wir erleiden; der Gegenstand des Auges und des Ohres ist eine Form, die wir erzeugen“ (zit. nach Benthien 1999, S. 234). An dieser Stelle soll außer Acht bleiben, dass auch Schiller durchaus den Nabsinn und die Fernsinne gegenüberstellt und sich an der differenziellen Anthropologie der Sinne beteiligt. Was – um diese Frage wird es gehen – hat die Berührung als Takt mit dem zu tun, was wir heute unter Takt, unter der Wahrung der Eigensphäre des Anderen, dem angemessenen Umgang mit dem Anderen verstehen? Die Sprache berührt hier einen dritten Horizont des Berührens.

Phänomenologie des Fühlens

Die Sprache führt auf einige Merkmale des Erfahrungsraums, der durch das Berühren gestiftet wird. Im Folgenden wird die philosophische Phänomenologie genutzt, der es ja darum geht, den unvermittelten Erlebniseindruck zu beschreiben, den Phänomenen, den Erscheinungsweise selbst gerecht zu werden, sie also nicht vorschnell einer theoretischen Konzeption zu unterwerfen. Auf diese Weise können die sprachlich nahe gelegten Kontexte der Berührung vertieft und erweitert werden.

Wechselseitigkeit

Zur Berührung gehört wesentlich und grundlegend die *Wechselseitigkeit der Empfindung und der Wahrnehmung*. Merleau-Ponty spricht vom „sonderbaren System wechselseitiger Bezüge“ (Merleau-Ponty 1974, S. 17), die verschiedene Sinneserfahrungen auszeichnen. Plessner, dem ein ausgearbeiteter Versuch, eine Anthropologie der Sinne zu entwerfen, zu verdanken ist, formuliert diese Wechselseitigkeit so: „Im Tasten empfinden wir in uns und das Objekt, glatt oder rau, hart oder weich“ (Plessner 1970, S. 202). Wiederum geht es nicht darum, den anderen Sinnen eine Wechselwirkung von Selbst und Objekt abzusprechen. Aber sie ist in besonderer Weise im Berühren gegeben: Ich kann nicht etwas berühren, ohne mich im Akt der Berührung selbst zu spüren. Ich bin Subjekt der Berührung, zugleich aber auch Objekt. Berühren und Berührtwerden sind im Akt der Berührung nicht zu trennen. Etwas poetischer formuliert klingt dies so: Ich werde berührt, ebenso wie ich berühre; der Gegenstand, den ich ergreife, ergreift mich auch. In der Berührung ist das *Verhältnis von Aktivität und Passivität* in einer eigentümlichen Weise relativiert. Zwar kann ich die Intention haben, einen Anderen zu fassen oder anzufassen. In der Berührung selbst aber spüre ich mich als Berührender, so wie ich den Anderen spüre. – Ich werde auch vom Anderen angefasst. In einer noch verdichteteren Formulierung heißt das: In der Berührung entsteht eine Oberfläche, eine Berührungsfläche zwischen mir und dem Objekt, zwischen mir und dem anderen Körper, die auf die Art und Weise, wie ich mich selbst und wie ich das Objekt erlebe, zurückwirkt. Ich werde in meiner Körpererfahrung von dieser Übergangsfläche definiert. – Meine Selbstvorstellung gewinnt Konturen in der Berührung, die auf mein Empfinden der Haut, der eigenen Grenzen zurückstrahlt, ebenso wie ich von der Zwischenfläche, die die Berührung bildet, das Objekt erfassen und wahrnehmen kann.

Joachim Küchenhoff

... dort, wo ich berühre, werde ich auch berührt

Zusammenfassung

Ziel der Arbeit ist es, die Berührung, den Berührungssinn oder die Haut als dessen Organ phänomenologisch und psychodynamisch zu erfassen sowie zu überlegen, wie der Erfahrungsraum der Berührung sich gestaltet und wie diese Dimension des Fühlens in der psychoanalytischen Psychotherapie sich umsetzt. Die phänomenologischen Analysen folgen v. a. den französischen Phänomenologen und Philosophen Maurice Merleau-Ponty und Emmanuel Levinas, die psychodynamischen Analysen u. a. Didier Anzieu und Danielle Quinodoz. Der Erfahrungsraum der Berührung wird in folgenden Schritten nachgezeichnet: Einleitend wird zu fragen sein, was die Sprache an Erkenntnissen über die Berührung bereithält. In einem zweiten Schritt werden die phänomenologischen Analysen beschrieben, die den Erfahrungsraum der Berührung (synchron) erfassen. Dabei werden die Verbindungen zwischen dem Selbst und dem Objekt (Personen) im Mittelpunkt stehen, aber auch die Qualitäten oder

die Regulationsvorgänge, die in der Berührung und durch die Berührung erbracht werden, und schließlich die Zeitlichkeit oder die in dem Prozess der Berührung mitschwingenden Zeiterfahrungen. Die Dimensionen der Unmittelbarkeit, der Wechselseitigkeit und des Abstands werden dabei entscheidend sein; sie werden anhand von exemplarischen Darstellungen von Berührungsmustern in der Kunstgeschichte erläutert. In einem dritten Teil wird eine Fallvignette aus den Behandlungen der Basler Psychotherapeutischen Tagesklinik zum Ausgangspunkt genommen, um zu zeigen, wie die frühesten Berührungserfahrungen das Selbstverständnis bilden und zur Ich-Stärke beitragen, und wie Psychotherapie, durch eine Berührung mit Worten, bei dem Wiederfinden oder dem neuen Entdecken von Berührung hilft. Anstelle einer Zusammenfassung wird ein Gedicht zum Thema der Berührung erneut die Frage stellen, ob Worte berühren können.

Touched by touching

Abstract

The present paper analyses the phenomenology and the psychodynamics of touch and skin-mediated interpersonal experiences. The tactile senses constitute a peculiar field of experience that is acquired at the earliest stages of development, persists throughout life and lends itself for being used in psychotherapy. For the phenomenological analyses, the paper refers amongst others to the French phenomenologists and philosophers Maurice Merleau-Ponty and Emmanuel Levinas; the psychoanalytic inquiries owe much to Didier Anzieu and Danielle Quinodoz. The tactile field of experience is surveyed in three main steps. First, the knowledge concerning touch as inherent in language is highlighted. Second, a survey on the

phenomenology of touch is given. Touch mediates between self and object, self and environment. It is involved in the regulation of psychic homeostasis, and it engenders a specific experience of temporality. Three dimensions will be analysed in depth: immediacy, mutuality and (optimal) distance. Works of art drawn from different epochs in art history are taken as illustrations of these dimensions. Third, a case study drawn from the Basel Psychotherapeutic Day Hospital is given to show that by "touching verbally" psychotherapy helps to regain (or build up) a sense of touch. Summarizing the paper's main contents, a small poem is cited dealing with the difficulties both in touching and being touched.

Berührungserfahrungen zwischen Menschen sind nicht zuletzt deshalb so emotional dicht, weil sie interpersonale Erfahrungen sind, zwischenmenschliche Beziehungen im Wortsinn, in denen sich der eine durch den Zwischenraum bzw. die Berührungsfläche, die er zum Anderen hat, definiert und das heißt ja nichts anderes als: durch die Abgrenzung bestimmt. Noch einmal Merleau-Ponty: „Ein menschlicher Körper ist vorhanden, wenn es zwischen . . . Berührendem und Berührten, . . ., zwischen einer Hand und der anderen zu einer Art Begegnung kommt, wenn der Funke des Empfindend-Empfundenen sich entzündet“ (Merleau-Ponty 2003, S. 17). Zwischenleiblichkeit nennt Merleau-Ponty diese präreflexive geteilte Körperlichkeit, durch die sich Selbst und Anderer erst aus der Zwischen-, aus der Übergangserfahrung bilden.

Nirgendwo ist der Funke des Empfindend-Empfundenen, ist die Entstehung des Selbst aus der Berührung und dem Zwischenraum der Berührung schöner dargestellt als in der „Erschaffung des Adams“, einem Bild, das Michelangelo in der Sixtina gemalt hat. Das Verhältnis von Mensch und Gott konzentriert sich in der unmittelbar bevorstehenden, vielleicht auch der gerade schon vollzogenen Berührung der Finger. Man meint, den Funken, von dem Merleau-Ponty spricht, unmittelbar zwischen den Fingerspitzen sehen zu können, so aufgeladen ist der Zwischenbereich. Der Philosoph Wilhelm Schmid (2001) hat über das Bild folgende Bemerkungen gemacht:

Inmitten seiner Bilder [sc. der Bilder Michelangelos im Kontext des sixtinischen Gesamtkunstwerks] ist die gemalte Geschichte vom Berührtwerden des Menschen durch die Dimension des Unendlichen zu sehen: Von Fingerspitze zu Fingerspitze scheint der Funke überzuspringen, der Adam leben macht – oder ist es Adam, der durch seine Berührung Gott zum Leben erweckt? Ketzerischer Gedanke, aber vielleicht lassen sich die beiden Seiten der Berührung nicht voneinander trennen.

Die Intensität des Bildes hat genau mit dieser Wechselseitigkeit der Konstitution im Zwischen der Berührung zu tun. Adam wird erschaffen, in diesem Moment der Berührung, aber auch Gott erschafft sich erst durch den Akt der Schöpfung als Schöpfer, wird von Adam in diesem Sinn zum Gott gemacht. Wer erschafft wen? – Merkwürdige Oszillation zwischen Aktivität und Passivität, die jeder Berührung eigen ist.

Nun kann ich mich freilich auch selbst berühren. Meine Hand kann die andere Hand ergreifen; ein Finger kann über die eigene Haut streichen. Sich selbst berühren erlaubt, sich selbst als Objekt im Tasten zu nehmen, den Körper zum Objekt zu machen – in diesem Moment erfahre ich mich doppelt, in zweifacher Weise: Ich spüre die Haut, so wie sie mir gegeben ist; der Leibphilosoph Hermann Schmitz (2005) spricht vom eigenleiblichen Spüren – und zugleich taste und erspüre ich die Haut, die körperlich erlebt wird, wenn wir unter Leiblichkeit die Subjekt-, unter Körperlichkeit die Objektposition des Selbsterlebens verstehen. Auch im Selbstverhältnis, das durch die Berührung gestiftet wird, treten Subjekt und Objekt auseinander, bilden sich gleichsam an der Stelle der (Selbst-)Berührung. Hermann Schmitz erläutert den Unterschied am Beispiel des Fieberkranken: Der spürt die Hitze der Stirn eigenleiblich; wenn er mit den Fingern an die Stirn langt, erlebt er sie feucht und kühl. Kommen die objektivierende und die subjektivierende Position zusammen, entsteht daraus Selbsterkenntnis. Schon im 18. Jahrhundert wurde deshalb die Selbstberührung als Grundlage des Selbsterlebens aufgefasst, und die moderne Säuglingsforschung gibt diesen Überlegungen recht.

„Selbstberührung ist autoreflexiv: Wir spüren uns zugleich identisch und different mit der eigenen Hand, mit der wir uns berühren, und in der eigenen Haut, über die wir streichen. Der Berührungssinn ist – a priori und immer – aktiv und passiv, transitiv und intransitiv, was im Verb

„spüren“ besser gewahrt ist als im Verb „tasten“ ... Man kann nicht *etwas spüren*, ohne zugleich *sich zu spüren*. Im Tasten geht die fundamentale Unterscheidung von eigenleiblichem Spüren und Fremd-Körper auf. In dieser Differenz ist alles leibliche Selbstbewußtsein fundiert. Nicht das Sehen unterhält eine privilegierte Beziehung zum Selbstbewußtsein. Der berühmte, gegen Descartes' ‚Cogito ergo sum‘ gerichtete Doppelruf Herders: ‚Ich fühle mich! Ich bin!‘ (1769/1994, S. 236) ist der Kontrapunkt zum Visualprimat“ (Böhme 1998).

Unmittelbarkeit

Durch die Berührung werde ich meiner selbst inne, und dieser Selbstbezug wird nicht gedacht, sondern eben gespürt, mit starkem Gefühl begleitet. Durch die Berührung bin ich meiner und des Anderen gewiss. – Wenn ich etwas berühre, bin ich mir seiner sicher. Was dem Tastsinn gegeben ist, ist unmittelbar gegeben. Es verwundert nicht, dass ein philosophisches Werk der letzten Jahre *Unmittelbarkeit* geradezu in Bezug auf den Tastsinn definiert: „‚Unmittelbar‘ nennen wir gewöhnlich eine direkte Beziehung auf etwas oder jemanden, eine zeitliche oder räumliche Nähe. Unmittelbarkeit in diesem Sinne ist Gegenwärtigkeit und Präsenz, die nicht durch etwas Anderes verstellt ist. Unmittelbar sind wir bei den Dingen selbst, direkt, ohne weitere Instanzen oder Hilfsmittel bemühen zu müssen. Die Unmittelbarkeit bezeichnet gleichsam den Berührungspunkt mit der Oberfläche von etwas, was uns räumlich und zeitlich präsent ist. In dieser Berührung verhalten wir uns auf unterschiedliche Weise zu dem, was uns darin Gegenstand ist. Wir lassen uns entweder von ihm ergreifen oder ergreifen es“ (Arndt 2004).

In der christlich-abendländischen Tradition ist die Unmittelbarkeit des Tastsinns in der Geschichte vom ungläubigen Thomas verdichtet, durchaus in kritischer Hinsicht. Thomas kann nicht glauben, dass Jesus auferstanden ist. Der nach dem

Ostertag erscheinende Jesus fordert daher Thomas auf, seine Hand in die Brustwunde zu legen. Thomas tut dies – er ist überwältigt und überzeugt zugleich, und Jesus entgegen ihm, dass die, die nicht die sinnliche Gewissheit brauchen und doch glauben, selig sind (Johannesevangelium 20, 24–29). Die Szene ist ein wiederkehrender Topos der Kunstgeschichte geworden. Ich gehe nur auf das äußerst eindrucksvolle Gemälde Michelangelo de Caravaggios aus dem Jahr 1601/1602 (Bildergalerie im Park Sanssouci in Potsdam) ein. Es ist zunächst die sinnliche Konkretheit, die Caravaggio dem Bildbetrachter zumutet. Die Berührung wird nicht in eine stilisierte und typisierende Geste verwandelt und abgeschwächt. Eigenartig der Gesichtsausdruck des Thomas, der den Leib des Herrn erforscht, in ihn forschend eindringt, in konzentrierter, gleichsam wissenschaftlicher Neugierde. Um der sinnlichen Gewissheit willen dringt er in den Körper ein, den Jesus ihm überlässt. Gleich am Anfang der in der Renaissance sich bildenden modernen Wissenschaft steht ein Bild, das ihre Ambivalenz, das Eindringen ins Objekt um seiner Erkenntnis willen, zum Thema macht.

Die Kunst der Gegenwart nun bemüht sich in Verbindung mit modernen Medientheorien, Tastsinn und Unmittelbarkeit zu trennen. Teletaktilität heißt das Stichwort. Wenn alle Sinneserfahrung simulierbar ist, wenn der optische und der akustische, das Gleichgewichtsorgan erfassende Cyberspace nachgeahmt werden kann, dann geht es darum, die Berührung als letzte Bastion sinnlicher Gewissheit zu virtualisieren. Der Begriff Teletaktilität geht auf den Medienwissenschaftler Paul Virilio zurück. Er erscheint zu Recht in sich widersprüchlich, weil Berührung auf Nähe bezogen ist, aber es geht darum, „den Körper eines anderen über Tausende von Kilometern hinweg spüren zu können“ (Virilio 1994, S. 33).

„CyberSM“ heißt ein Kooperationsprojekt zwischen Stahl Stenslie und Kirk Woolford aus dem Jahr 1994. Es war der erste Versuch in Echtzeit, also ohne Verzögerung, eine taktile, auditive und visuelle

Kommunikation im Cyberspace zu schaffen. Der zentrale Punkt des CyberSM-Projektes ist die Transmission taktiler Stimuli über größere Entfernungen hin. Ermöglicht wird dies durch die Benutzung von Stimulatoranzügen, die über Telefonnetzwerke verbunden sind. Schon die Sprache wird an diesem Punkt absurd, denn hier geht es – Virilio war konsequent in der Wahl seiner Begriffe – nicht mehr um *Telephonie*, sondern um *Teleästhesie* oder eben – will man griechische und lateinische Worte denn mischen – um *Teletaktilität*. Mithilfe der Stimulatoranzüge wird es möglich, einander auf Entfernung zu stimulieren. War für Plessner das Tasten noch „Inbegriff der Nähe und Distanzlosigkeit“ (1970, S. 202), wird diese Selbstverständlichkeit infrage gestellt und angegriffen. Ich zitiere aus der Website der Künstler: „Während der Verbindung führen die Teilnehmer einen körperlichen Dialog. Sie stehen in einem intimen, persönlichen und erotischen Kontakt, aber verbleiben zugleich anonym“. Berührung löst sich auf diese Weise von der Unmittelbarkeit, aber auch von der sinnlichen Gewissheit, die der ungläubige Thomas als Evidenz, die stärker als alle Vernunft ist, für die Leibhaftigkeit des Anderen ernst genommen und akzeptiert hat, und die seit zwei Jahrtausenden unsere taktile Empfindungswelt leitet. Die selbstverständliche Wahrnehmung, dass das, was ich berühre, auch nahe ist, löst sich auf. Es lohnt, bei der Aussage der Künstler zu verweilen: „Die Teilnehmer stehen in einem intimen, persönlichen und erotischen Kontakt, aber verbleiben zugleich anonym“. *Intimität* und *Anonymität* stehen nicht mehr als einander ausschließender Gegensatz nebeneinander. Die Kunst treibt auf eine technisch ermöglichte Spitze, was eine fröhlich-unbekümmerte sexuelle Promiskuität anstrebt, ohne sie zu erreichen. Und es geht noch weiter: Die Intimität der Berührung schließt ja gemeinhin ein, dass mein Hauterleben *individuell*, nichtreproduzierbar, nichtverallgemeinerbar ist. – Es ist meine und nur meine Haut. In consequen-

ter Weiterführung hat Stahl Stenslie zwei Jahre später ein „Inter-Skin-Projekt“ entwickelt, dessen Teilnehmer an ein „in Echtzeit arbeitendes, multisensorisches Kommunikationssystem für zwei Benutzer“ (Stenslie 1995, S. 179; zit. nach Benthien 1999) angeschlossen sind: Die eigene Berührung wird per „touch suit“ auf die Haut der anderen Person übertragen, d.h. die eigene Empfindung wird der anderen Person aufgezwungen. – Hier geht es nicht um Kontakt, sondern um die Aufhebung der Authentizität des taktilen Erlebens: Es ist der Versuch, eine Haut mit dem Anderen zu haben oder die Haut zu teilen, mit-zuteilen.

Takt, Kontakt, Freiraum

Der Vergleich der Bilder der beiden Michelangelos ist aufschlussreich. In der Erschaffung Adams entsteht der Funke in einem Zwischenraum, in einem Berührungshorizont, der eine gerade gespürte oder gleich zu spürende Begegnung in sich enthält, Ausdruck einer Spannung, die diese vorsichtige Berührung auflädt. Anders der ungläubige Thomas, der seine Finger in die Wunde legt und in ein Geheimnis eindringt, das er mit dem Eindringen selbst zu zerstören scheint. Berührung kann taktlos sein, und dann ist sie in der Gefahr, zur Gewalt zu werden, oder sie kann taktvoll sein, Freiheit lassen, aus Freiheit entstehen. Taktvolle Berührung – so ließe sich sagen – schafft Freiräume. In scheinbar paradoxer Zuspitzung lässt sich sagen: Die Unmittelbarkeit sinnlicher Begegnung ist, soll sie erfüllt sein, eine, die Abstand schafft, dort wo die Nähe am größten ist – nicht im Sinne von Erich Kästners Einsamkeit: „doch am schlimmsten ist die Einsamkeit zu zweit“, sondern im Sinne einer Befreiung der Sinnlichkeit von Zielen, Zwecken und Verwendungen. Das ist der Takt im Kontakt. Taktvolle Berührung setzt frei, bestätigt in aller Nähe den Zwischenraum, überbrückt nicht einfach in einem Verschmelzungserlebnis die Entfernung zwischen den

Körpern, sondern hält die Entfernung aufrecht. Vielleicht lässt sich das Gemeinte leichter vermitteln, wenn statt einer Raum- eine Zeitmetapher gewählt wird: Vielleicht geht es nicht um den Zwischenraum allein, der sich in aller Nähe und gerade durch die Nähe der Berührung auf tut, sondern um die Zeit, die sich dehnt, um die Offenheit einer Zukunft, die ich ahne, wenn ich den Anderen, die Andere spüre, um eine Zeit der Möglichkeiten, um eine neue Zeit. Niemand hat diesen Zusammenhang zwischen der Alterität des Partners und der Zärtlichkeit sowie ihren Bezug zur Zeit in berührendere Worte gefasst als Emmanuel Levinas, der große Religionsphilosoph:

„Es ist nicht das Samtweiche oder die angenehme Wärme dieser in der Berührung gegebenen Hand, die von der Liebkosung gesucht wird. Dieses Suchen der Liebkosung stellt gerade dadurch, dass die Liebkosung nicht weiß, was sie sucht, ihr Wesen dar. Dieses „nicht-wissen“, dieses grundlegende Nicht-hingeordnet-sein auf ist das Wesentliche an ihr. Sie ist wie ein Spiel mit etwas, das sich entzieht, wie ein Spiel, das absolut ohne Entwurf und Plan ist, ein Spiel nicht mit dem, was das Unrige und was zu einem Wir werden kann, sondern mit etwas anderem, etwas immer anderem, immer Unzugänglichem, immer Zu-Kommenden. Die Liebkosung ist die Erwartung dieser reinen Zukunft, dieser Zukunft ohne Inhalt“ (Levinas 1984, S. 60). Levinas wendet sich gegen Freud und die Verkürzung der Erotik auf die Triebbefriedigung; er wehrt sich gegen die Charakterisierung von Erotik durch Metaphern der Besitzergreifung, der Erkenntnis und Verfügung und auch der Verschmelzung. Stattdessen sieht er Erotik durch die Abwesenheit charakterisiert, nicht durch ein Fehlen freilich, sondern eine „Abwesenheit in einem Horizont der Zukunft“ (Levinas 1984, S. 61). Es kann hier nicht um die philosophische Würdigung dieses Ansatzes gehen. Aber er lohnt sich als Beschreibung einer m. E. gut nachvollziehbaren Qualität des Berührungserlebnisses und als Anstoß,

allzu große psychologische Vereinfachungen zu hinterfragen und sich zu vergegenwärtigen, dass erfüllte Sinnlichkeit damit zu tun hat, dass Berührung taktvoll ist, und d. h.: Raum lässt, Zeit gibt.

Am Ende des zweiten Abschnitts sollen die wichtigsten phänomenalen Qualitäten von Berührung kurz zusammengefasst werden. Sie lassen sich als polare Dimensionen beschreiben: Berührung steht zwischen Selbst und Anderem, Fremderleben und Selbsterfahrung. Sie steht zwischen Aktivität und Passivität, zwischen Unmittelbarkeit und Nähe einerseits sowie der Eröffnung von Möglichkeiten und Zukunft andererseits. Im Übergang von der phänomenologischen zur psychologischen Betrachtungsweise lässt sich diese Zusammenfassung anders formulieren: Durch ihre spezifische Erfahrungsstruktur trägt die Berührung zur Unterscheidung, ja zur Konstitution von Selbst und Anderem bei, erlaubt sie, Qualitäten der Begegnung aus dem Gleichgewicht von Nähe und Distanz, Eindringen und Loslassen zu bestimmen. Der phänomenologisch bestimmte Erfahrungsraum der Berührung ist zugleich Bedingung und Möglichkeit der Selbstfindung. Das erklärt, warum uns die Berührung so berührt, warum das Fühlen so stark mit Gefühlen verbunden ist. Um die Bedingungen und die Möglichkeiten der Selbstfindung durch Berühren und Berührtwerden wird es in entwicklungspsychologischer und klinischer Hinsicht im dritten Teil gehen.

Berührungen in der Psychotherapie, anhand einer Kasusitik

Um die Verbindung nicht nur zum alltäglichen Umgang mit sich und Anderen, sondern zum klinischen Alltag herzustellen, wird im Folgenden über einen Patienten berichtet, der in der Basler Psychotherapeutischen Tagesklinik (Küchenhoff 1998) behandelt wird und dem behandelnden Team viele Sorgen macht. Ein gut aussehender, leicht verwahrlost wirkender

Mann, Herr S., verliert sich verbal in Allgemeinplätzen, wenn er seine Therapieziele beschreiben will: Er hat seinen Job verloren, weil er immer wieder in Streit mit seinem Chef geriet; er will vom Alkohol und vom Cannabis loskommen. Seine Worte treffen nicht, sie finden kein offenes Ohr, sie wirken wie dahingeredet, ohne Bezug zu irgendeiner inneren Wirklichkeit. In wenigen Tagen wird Herr S. zum Außenseiter, der weder von der Patientengruppe noch von den Therapeutinnen geschätzt wird. Die Einzeltherapeutin fühlt sich bedrängt, weil Herr S. sich ihr im Gespräch nähert, keinen Abstand hält. Über den Inhalt der Gespräche lässt sich Herr S. nicht erreichen. Zu wirr, zu widersprüchlich sind die Aussagen. Nur über die Art und Weise, in der er kommuniziert, lässt sich eine Brücke zu ihm schlagen, ein klein wenig Verständnis aufbauen: Er redet unaufhörlich, ohne Punkt und Komma, seine Rede ist mit Allgemeinplätzen gespickt, er merkt offenbar nicht, dass sehr verletzende, hochmütige Passagen darin sind. – Er intendiert die Destruktivität nicht. Vielmehr hat es den Anschein, dass er sich in Worte hüllt wie in einen Mantel, wie in eine – um mit Esther Bick, der wir die ersten tief greifenden Analysen der frühesten Hauterfahrungen und ihrer Wiederholung in der psychoanalytischen Therapie verdanken, zu sprechen – in eine „zweite Haut“ (Bick 1990). Die Worte dienen nicht der Kommunikation, sondern der Umhüllung, der Abgrenzung. Esther Bick geht davon aus, dass die Bildung einer zweiten Haut eine Reaktion, eine Abwehr auf die von ihr so genannte Erfahrung des Hautsiebs ist, der nichtdichten Umhüllung, aus deren Löchern gleichsam das Selbst ausfließen könnte. Das Bild der zweiten Haut hilft, um noch einige Eigentümlichkeiten von Herrn S. zu verstehen: das starke Schwitzen, das ihn in eine – fürs Gegenüber unangenehme – Geruchsglocke einhüllt, oder die Art und Weise, repetitiv am Klavier mit den beiden Zeigefingern die gleichen Melodien zu spielen als Aufbau einer Klanghülle, einer

akustischen Haut ebenso wie einer olfaktorischen. Woran Herr S. in seinem Leben, v.a. in seinen frühen Lebenserfahrungen verzweifelt ist, ist die Erwartung, durch die Berührung mit lebenden Anderen ein Gefühl für sich entwickeln zu können, das ihn zugleich mit Anderen verbindet. Ihm ist die Erfahrung, in der Berührung selbst werden zu können, versagt geblieben, und deshalb baut er einen autistischen Ersatz auf, der ihn beruhigen soll und der ihn freilich unentwegt Missverständnissen aussetzt: Er braucht ja die Berührung so sehr, nichts aber wehrt er auf seine Art, sich zu umhüllen, mehr ab als eine emotional tragfähige Begegnung. Warum betont Herr S. gleichwohl, zur Überraschung aller Gesprächspartner, dass er so sensibel sei? Ganz offensichtlich kann er damit nicht meinen, dass er Sensibilität im Sinne von Empathie und Einfühlungsvermögen hat. Es geht um etwas anderes, um einen zweiten und anders gearteten Versuch, die eigene Haut wiederherzustellen, indem die Haut eines Anderen benutzt wird. Er stellt eine Verbindung zu Anderen her, nicht um dem Anderen zu begegnen, sondern um sich über sie zu stabilisieren. „Adhäsive Identifizierung“ ist dieser Vorgang von Donald Meltzer genannt worden (Meltzer 1975), „adhäsive Gleichsetzung“ von der Autismusforscherin Frances Tustin (Tustin 1972): Dort, wo ich mein Selbst nicht aus der Berührung, aus Berühren und Berührtwerden erfahren habe, klebe ich mich dem Anderen an, ich imitiere ihn im besten Fall, im schlimmsten tue ich ihm Gewalt an, indem ich mich seiner Haut vergewissere, im Gefühl, über sie aus existenziellen Gründen verfügen zu müssen. – Auch deshalb ziehen sich besonders die weiblichen Gesprächspartner von Herrn S. vor diesem zurück, weil sie ihn als übergriffig erleben. Wenn er überhaupt eine Begegnung herstellen kann, dann ist sie im oben genannten Sinne taktlos, wird für den, besser: die Andere zur sexuellen Gewalt.

Weil sie der Selbstberuhigung, der Selbstbegrenzung und der Selbstberüh-

rung dienen, können die Verhaltensweisen von Herrn S. autistisch genannt werden. Der Autismus ist hier das Gegenstück zur Berührung. Die Fähigkeit, sich selbst zu berühren, springt dort ein, wo an der Möglichkeit, durch die Berührung des Anderen sich selbst zu erfahren, wo also Selbsterfahrung zugleich Beziehungserfahrung ist, verzweifelt wird. Thomas Ogden, der bedeutende Psychoanalytiker der Melanie-Klein-Schule, hat sich in seinen klinischen und theoretischen Studien den frühesten Organisationsformen des Erlebens gewidmet. Er bezeichnet die frühesten, vorsymbolischen, sensorisch dominierten Erfahrungsweisen des Hautkontakts und des Rhythmuserlebens als den „autistisch-berührenden Modus“ der Erfahrungsbildung, und dieser Modus geht den von M. Klein her bekannten Entwicklungspositionen, der paranoid-schizoiden und der depressiven Position voran. Durch das Berührungserleben wird die Bildung von Symbolen, von Selbst- und Objektdifferenzierung vorbereitet. Es geht in unserem Zusammenhang nicht darum, entwicklungspsychologisch erschöpfend herzuweisen, wie bedeutsam Berührung für die Stabilität des Selbstgefühls ist. Stattdessen ist es wichtig, auf Formen der *Selbstberührung* als Surrogate gefühlten zwischenmenschlichen Kontaktes klinisch aufmerksam zu machen: Autistische Formen werden zum Ersatz der Berührungserfahrung.

Es ist einfach, theoretisch zu beschreiben, wie sich die Therapie mit Herrn S. nach diesen Ausführungen nur entwickeln kann: Es müsste gelingen, ihn so zu berühren, dass es ihm möglich ist, einen Bezug zu entwickeln, aus der Begegnung einen Möglichkeitsraum entstehen zu lassen, in dem dann die Sprache anders und neu als Mittel der Kommunikation besetzt werden kann. Aber Herr S. ist kein vorsprachliches Baby mehr. Und so wird es praktisch sehr schwer, ihn dort, wo die Sprache nicht hinreicht, zu berühren, ohne ihn zu infantilisieren, ohne dass er den Kontakt sexualisiert. Ohne die Möglichkeiten der Kreativtherapien, ohne die Möglichkeiten auch ei-

ner körperbezogenen Psychotherapie wäre es wohl unmöglich, Herrn S. zu erreichen.

Nur durch die Berührung aber ist es möglich, ein Selbst aufzubauen. Freud hatte in seiner Schrift „Das Ich und das Es“ den oft zitierten schönen Satz gesagt, dass das Ich anfänglich ein körperliches sei und zwar die Projektion einer Oberfläche. Er hat einige Jahre später eine erläuternde Fußnote eingefügt: „... d.h. das Ich wird letzten Endes von körperlichen Empfindungen abgeleitet, und zwar hauptsächlich von denen, die von der Körperoberfläche ihren Ausgang nehmen.“ Um den Satz besser würdigen zu können, müssen wir zum Ich das Selbst hinzufügen: Die Ich-Funktionen selbst, die Eigenschaften psychischer Struktur und des Integrationsniveaus der Persönlichkeit, sind zum Teil den Verinnerlichungen von Kontakterfahrungen geschuldet. Das gilt in gleichem Maße für das Selbstbild, das Körperbild, das Bild der eigenen Person, das sich aus der konkreten Berührungs- und Abgrenzungserfahrung bildet, sich verinnerlicht und abstrahiert. Berührungserfahrung wird zur Grundlage der Selbstvorstellung und der Integration der Persönlichkeit.

Freuds These müsste sich, wenn sie denn richtig ist, anhand von bewussten oder unbewussten Erfahrungen veranschaulichen und überprüfen lassen. In einem bemerkenswerten Buch, das uns viel über das Verhältnis von Berühren und Berührtwerden lehren kann, v.a. über die Konsequenzen dieses Wechselspiels für die Selbstentwicklung, hat Didier Anzieu Freud ernst genommen und weitergeführt. Er nennt das aus der taktilen Erfahrung der Hautoberfläche abgeleitete und seelisch ausgearbeitete Selbstbild das Haut-Ich. Dieses Haut-Ich als das psychische Erbe frühester taktiler Erfahrungen hat neben anderen folgende wichtige Funktionen:

- **Zusammenhalt:** Nur wenn Mutter und Kind sich in einer „inclusion mutuelle“ begegnen, sich in ihrem Erleben wechselseitig einschließen können, wenn dieses Umgebensein durch den

mütterlichen Körper spürbar ist und aufgenommen, verinnerlicht werden kann, kann es auch ein Gefühl von Selbstkohärenz geben.

- *Containing*: Diese Funktion wurde schon unter Hinweis auf die unbewusste Selbstvorstellung des Hautsiebs negativ charakterisiert; das Haut-Ich verliert die Sicherheit, wie eine Tasche die Dinge bewahren, bei sich behalten zu können.
- *Reizschutz*: Sehr schön beschreibt Anzieu diese Funktion durch die Metapher einer doppelblättrigen Oberfläche, die aus dem Ineinander der mütterlichen und der kindlichen Haut resultiert. Keines der Blätter darf dabei zu dick sein, weil das andere dann nicht mehr seinen Anteil an der Schutzfunktion hätte.
- *Individuation*: Sie beruht auf der Unverwechselbarkeit taktiler Erfahrung, von der schon die Rede war.
- *Libidinöse Wiederaufladung*: Berührung garantiert die Aufrechterhaltung eines sensomotorischen und eines libidinösen Tonus, der für die Fähigkeit, psychische Strukturen einzusetzen, notwendig ist.

Ich-Funktionen, strukturelle Fähigkeiten als Funktionen eines Haut-Ichs zu beschreiben, das heißt nicht einfach, eine schöne Metapher zu benutzen, um ansonsten nüchtern-abstrakte Kompetenzen zu bebildern. Als Haut-Ich verstanden, sind Ich-Funktionen immer im Körpererleben fundiert und nicht als rein seelische Funktionen dem Körper gegenüberzustellen. Als Haut-Ich verstanden, sind strukturelle Fähigkeiten des Individuums immer an den und durch die Grenzflächen, die ich mit Anderen teile, entstanden. Störungen in der strukturellen Integration werden auf diese Weise nicht als Schwächen oder Defizite verstanden, die bloß trainiert werden müssten, sondern sie werden in vielfacher Weise in das Beziehungserleben eingebunden:

1. Die Genese der Störungen wird auf – unter Umständen sehr frühe – kom-

munikative Erfahrungen hin untersucht und aus Kontaktdefiziten heraus verstanden. Das scheinbare Defizit erhält einen Beziehungssinn.

2. Die Behandlung geht nicht bloß von den scheinbaren Defekten aus, sondern von der Beziehung. Sie kann sich nicht auf ein Bewusstwerden und Trainieren beschränken, sie muss auch berühren. Keine Veränderung der Struktur, des Haut-Ichs ohne Berührung.
3. Aber die Berührung muss angemessen sein. Die Therapie – das wäre eine Illusion – kann die frühesten Beziehungsnotwendigkeiten nicht durch heilsame Berührungen einfach und vollständig im Sinne einer korrigierenden emotionalen Erfahrung heilen. Aber sie kann – und muss, wie ich meine – an den Beziehungserfahrungen ansetzen und versuchen zu vermeiden, dass sich die gleichen schweren Enttäuschungen in der therapeutischen Begegnung wiederholen.
4. Keine Therapie kann in die präsymbolischen Erfahrungsräume reichen und eine primäre Mütterlichkeit oder Ähnliches bieten. Jede Berührung in der Psychotherapie mit Erwachsenen ist in einer symbolischen Ordnung verankert, die es nicht erlaubt, zu den Müttern hinabzusteigen. Diese Tatsache aber verhindert nicht die Fähigkeit, zu berühren und berührt zu werden.

Herr S. spürt allmählich, wie das Team der Tagesklinik ihn begrenzt und damit auch schützt, ohne ihm freilich durch allzu viele Gebote und Verbote die eigenen Reizschutzmöglichkeiten zu nehmen. Das Team verbindet die versprengten Erfahrungsteile in seiner Zusammenarbeit und bildet so den Zusammenhalt, den Herr S. in seiner Struktur nicht finden kann. Das ermöglicht ihm, seine Ersatzbehälter, seine zweite Haut, seinen Autismus zu lockern. Erste Erfahrungsbruchstücke werden nun geschildert, er schleudert – aus der Sprachhülle gleichsam auftauchend – der Einzeltherapeutin unverdaute Bilder entgegen. Am stärksten wirkt auf diese

das Bild, dass die Mutter das Kind, das mit Kot gespielt hat, zur Strafe gezwungen hat, Kot zu essen. Die Schilderungen verursachen ihr Übelkeit; sie sucht nach der Stunde um eine Art Notfallsupervision nach, in der sie weint. – Und auf diese Weise entsteht zwischen dem leitenden Arzt und ihr eine überraschend dichte Begegnung, eine Berührung in einem ansonsten eher kritisch-kühlen Arbeitsverhältnis, ein Containing, das auf den Patienten zurückwirkt, der bei der nächsten Gelegenheit zum ersten Mal zur Therapeutin sagt, es sei ihm in der letzten Stunde gut gegangen, aber er sei wohl zu weit gegangen.

Noch einmal: Worte, die berühren

Kann ein Text berühren, können Worte berühren? Dann hinterließe die Lektüre, auch des vorliegenden Textes, den Leser ein klein wenig verändert, hätte ihn an irgendeinem Punkt berührt und von diesem Punkt aus neu definiert. Es wäre eine gemeinsame Oberfläche entstanden, die Autor und Leser verbindet, die aber auch Platz lässt, aktiv zu bleiben, nicht bloß passiv zu rezipieren, wo eine Verbindung entsteht, die öffnet, die einen kurzen Augenblick die Bezüge, die eingespielt sind, hinter sich lässt und einen Zwischenraum anbietet, der neue Gedanken schafft.

Können Worte berühren? Diese Frage ist die entscheidende in einer Behandlungsform, die auf dem Austausch von Worten aufbaut (Quinodoz 2004). Dabei ist diese Frage nicht eine speziell der Psychotherapie vorbehaltene. Wenn Lyrik irgendeinen Sinn haben kann, dann doch den, dass sie Worte zur Berührung werden lässt. Daher ist es angemessen, mit einem Gedicht zu enden, das von einer scheiternden Berührung spricht. Muss man daran erinnern, dass Berührungen scheitern können, so wie Lektüren auch? Dieses Ge-

dicht, ein Sonett, das „Die Beiden“ heißt und von Hugo von Hofmannsthal stammt, fasst einige Gesichtspunkte zusammen, die die vorliegende Arbeit vorstellen wollte: Die Personen des Gedichts werden außer über das Geschlecht nur durch die sich anbahnende Berührung charakterisiert, durch diese also definiert. Wer aktiv, wer passiv ist, diese Frage wird im Verlauf einiger Verszeilen unübersichtlich, aber auch unwichtig. Die Berührung scheitert – so jedenfalls lese ich das Gedicht – deshalb, weil Mann und Frau sich im Rahmen von Geschlechterstereotypen begegnen, die jene Alterität und Zukünftigkeit nicht zulässt, von der die Rede war und die Zärtlichkeit wesentlich ausmacht. Und doch hat der Dichter eine Ahnung von Berührung in die schöne Sprache eingeschlossen, die der Inhalt des Gedichts gerade negiert, die indessen seine Sprachform verborgen hörbar macht.

Die Beiden

Sie trug den Becher in der Hand –
Ihr Kinn und Mund glich seinem Rand –,
So leicht und sicher war ihr Gang,
Kein Tropfen aus dem Becher sprang.

So leicht und fest war seine Hand:
Er ritt auf einem jungen Pferde,
Und mit nachlässiger Gebärde
Erzwang er, dass es zitternd stand.

Jedoch, wenn er aus ihrer Hand
Den leichten Becher nehmen sollte,
So war es beiden allzu schwer:

Denn beide bebten sie so sehr,
Dass keine Hand die andre fand
Und dunkler Wein am Boden rollte.

(Hugo von Hofmannsthal)

Anschrift

Prof. Dr. Joachim Küchenhoff

Abteilung für Psychotherapie und Psychohygiene
der UPK Basel

Socinstraße 55 A

4051 Basel

E-Mail: joachim.kuechenhoff@unibas.ch

Literatur

Anzieu D (1990) Das Haut-Ich. Suhrkamp, Frankfurt aM

Arndt A (2004) Unmittelbarkeit. Transkript, Bielefeld

Benthien C (1999) Haut. Rowohlt, Reinbek

Bick E (1990) Das Hauterleben in frühen Objektbeziehungen. In:
Bott Spillius E (Hrsg) Melanie Klein heute, Bd 1. Verlag Inter-
nationale Psychoanalyse, Stuttgart, S 236–240

Böhme H (1998) Der Tastsinn im Gefüge der Sinne. In: Gebauer
G (Hrsg) Anthropologie. Reclam, Leipzig, S 214–225

Freud S (1923) Das Ich und das Es. Gesammelte Werke, Bd 13. Fi-
scher, Frankfurt aM S 237–289

Herder JG (1994) Zum Sinn des Gefühls. In: Bollacher M, Brum-
mack J, (Hrsg) Gottfried Johann Herder, Werke in zehn Bän-
den, Bd 4. Deutscher Klassiker Verlag, Frankfurt aM,
S 233–242

Kästner E Kleines Solo [http://mitglied.lycos.de/spangenberg/ge-
dichte/kaest01.html](http://mitglied.lycos.de/spangenberg/ge-dichte/kaest01.html)

Küchenhoff J (1998) Teilstationäre Psychotherapie. Schattauer,
Stuttgart

Levinas E (1984) Die Zeit und der Andere. Meiner, Hamburg

Meltzer D (1975) Adhesive identification. Contemp Psychoanal
11: 289–310

Merleau-Ponty M (1974) Phänomenologie der Wahrnehmung.
Suhrkamp, Frankfurt aM

Merleau-Ponty M (1984) Die Prosa der Welt. Fink, München

Merleau-Ponty M (2003) Das Auge und der Geist. Meiner, Ham-
burg

Ogden T (1995) Frühe Formen des Erlebens. Springer, Wien New
York

Plessner H (1970) Anthropologie der Sinne. Fischer, Frankfurt aM

Quinodoz D (2004) Worte, die berühren. Edition diskord, Tübin-
gen

Schmid W (2001) Wo ist Gott? Berührung des Unendlichen. Ta-
gesspiegel 02. 12. 2001

Schmitz H (2005) System der Philosophie 3/1. Der leibliche
Raum, unveränd. Neuauf. Bouvier, Bonn

Sonnemann U (1995) Das Akustische an Geschichte und das Ver-
stopfte an den Ohren der Politik. In: Müllberge des Verges-
sens. Metzler, Stuttgart Weimar, S 107–122

Stenslie S, Woolford K (1994) Cyber SM [http://www.stenslie.net/
stahl/projects/cybersm/index_de.html](http://www.stenslie.net/stahl/projects/cybersm/index_de.html)

Tustin F (1972) Autism and childhood psychosis. Hogarth, Lon-
don

Virilio P (1993) L'art du moteur. Editions Galilée, Paris; dt.: Die Er-
oberung des Körpers. Vom Übermenschen zum überreizten
Menschen. Hanser, München Wien (1994)

Zedler JH (1732-1754) Großes vollständiges Universallexikon al-
ler Wissenschaften und Künste. Francke, Halle

Grimm J, Grimm W (1862) Deutsches Wörterbuch, 2. Aufl. Hirzel,
Leipzig